

Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 3

Verlag der „Nordwestdeutschen Zeitung“, Bremerhaven-Wefermünde

März 1936

Mitteilungsblatt der „Männer vom Morgenstern“

Heimabund an Elb- und Wefermündung, e. V.

Kirchliche Kunst im Morgensterngebiet (I)

Das Vesperbild von Lüdingworth

Unser Gebiet ist nicht so arm an älterer kirchlicher Kunst, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. Wer zu unserm Nachteil ohne weiteres den Vergleich zum Rheinland oder zu Süddeutschland zieht, der vergißt zweierlei: daß wir im Morgensterngebiet keine einzige ältere Stadt haben (es sich also nur um bauerliche Kunst, um Dorfkirchen, handelt, deren Innenausstattung zum Teil aus den nahegelegenen großen Städten bezogen ist), und daß dieser rein protestantische Landstrich vom Barock, als dem künstlerischen Ausdruck der Gegenreformation, selbstverständlich nicht so erfaßt worden ist, wie katholisch gebliebene oder wieder katholisch gewordene Bezirke Deutschlands. Wer dort reist, geht dem Baedeker nach in die Kirchen — und die sind als katholische geöffnet. Unsere norddeutschen protestantischen sind, vielleicht leider, meist geschlossen. Nun ist das Bauernhaus ein reiner Zweckbau; da es ein Fachwerkbau ist, ist es meist jung. So kann im Dorf gewöhnlich nur ein Bauwerk von seiner Geschichte erzählen, eben die Kirche. Daher wird der besinnliche Wanderer auch

immer Mittel finden, in sie hineinzukommen. Er wird dann erkennen: genau wie in großen alten Gemeinwesen, in Köln oder Lübeck, hat der Stolz der Gemeinde hier alles zusammengetragen, was an schmuckvoller geschichtlicher Ueberlieferung zu dem Beschauer reden kann. Nur die wenigen unter bremischem Einfluß reformiert gewordenen Kirchen sind faßl. Die überwiegenden lutherischen haben den alten Denkmälerbestand im ganzen gut geschont, trotz Krieg und Brand und zerstörender Einwirkung der Zeit. Denkmäler, zu denen kein anständiges Fürstentum beigetragen hat; alles ist aus dem Bauerntum gekommen, zumal in den selbständigen und reichen Marschlandschaften Wursten und Hadeln. Erst wenn die Kunstwerke scheinbar unauffällig geworden waren oder dem Zeitgeschmack nicht mehr entsprachen, sind sie aus den Kirchenboden gewandert als willkommenen Beute für die Holzwürmer.

Dies Schicksal hat auch das Lüdingworther Vesperbild (Pieta) geteilt. Dabei ist die für den Gesichtsausdruck so wesentliche Nase leider zerstört worden. Und das wurmzerfressene Eichenholz wird dauernd gepflegt und überwacht werden müssen. „Was aus dem Altertum sich dicke tut, ist immer meistens kaputt“. Dennoch hat man das Bild vor einigen Jahrzehnten vom Dachboden wieder heruntergeholt und am Ehrenplatz neben dem Altar auf alter Stütze aufgestellt. Denn wir fühlen heute, wie sehr diese alten Kunstwerke aus einem einheitlichen volkstümlichen Empfinden geboren sind, das der neueren Zeit in ihrer vielfältigen Zerrissenheit so sehr gefehlt hat. Alle mittelalterliche große Kunst, wenn nicht überhaupt alle, ist religiös, d. h. für das Mittelalter zugleich: kirchlich gebunden. Dabei geht deutsche Art immer mehr auf den Ausdruck als auf Schönformigkeit, wie es die romanische tut. Vom Unterschied der Zeiten abgesehen, stelle man in Gedanken einmal dies Bild neben die Pieta Michelangelos! Aber man halte es auch neben das entsprechende deutsche Bildwerk auf der Veste Coburg (um 1320), so erkennt man: das Lüdingworther Vesperbild, also die Mutter des Herrn mit dem Leichnam des Sohnes auf dem Schoß, vermeidet ein Neuzerstück. Es beruht in seinem Aufbau auf dem Gegensatz zwischen der starren Waagerechten des Toten und dem Aufgerichteten der Mutter, aber beide Bewegungen sind leicht abgelenkt und gemildert. In der Gehaltenheit liegt etwas Norddeutsches. Es bleibt bei aller Tiefe schmerzlicher Ergriffenheit anmutig in der Neigung des Hauptes, in der weichfließenden Behandlung des Gewandes; es gibt ein schmerzlich bewegtes, dabei jugendlich volles, reines und keusches Gesicht. Man denkt dabei an Schillers Verse:

„Sahst du nie die Schönheit im Augenblicke des Leidens,

Niemals hast du die Schönheit gesehn.“

Das Standbild hat keine farbige Fassung mehr, die sicher einmal dagewesen ist; um so besser sieht man die feine Arbeit des Schnitzers. Bei hohler Rückseite ist es nur auf Vorderansicht berechnet. Es ist gotisch, etwa um 1430, und hat fast halbe natürliche Größe. Wann genau und wo es entstanden ist, das mögen die künftigen Kunstgeschichtler entscheiden. Die sind bis vor kurzem an unserm Gebiet ein wenig vorbeigegangen, vielleicht weil die neue Denkmäleraufnahme Preußens diesen Teil Hannoverlands noch nicht herausgebracht hat. Aber die ersuchte Veröffentlichung wird bald kommen. Dann wird wohl auch unsere Liebe Frau von Lüdingworth ihren Stern im Baedeker erhalten. Uns erscheint sie als das bedeutendste mittelalterliche Kunstwerk im Dreieck zwischen Elb- und Wefermündung.

(Schrifttum, zum allgemeinen Zurechtfinden bequem: W. Binder, Die Pieta, Leipzig, Seemann; im besonderen vgl. Willi Meyne, Stader Holzplastiken des 15. Jahrhunderts aus Hamburg, Stader Archiv, N. F. 21, 1931).

Schr.



Fritz Mackensen,

der Gründer der Worpßweder Künstlerkolonie. Zu seinem 70. Geburtstag am 8. April von E. C. Alphoff

Fast klingt es wie ein Märchen aus längst vergangener Zeit. In einem Sommertage des Jahres 1884 sieht ein achtzehnjähriger junger Mensch in einem alten Kumpelstiefen von Posttutsche und läßt sich, eingezwängt zwischen heimfahrendes Landvolk aus dem Moor, das eine dem Ohre kaum verständliche Sprache spricht, auf grundlosen Sandwegen in eine der verwunschensten Gegenden fahren, die es im derzeitigen Deutschland noch gibt. Nach stundenlanger Reise sieht der junge Mensch einen flachen, heidebewachsenen Hügelrücken in der Ebene auftauchen, dann seitwärts vom Wege schnurgerade ins weite Land verlaufende Gräben voll dunklen Gewässern, hie und da ein baumumstandenes, strohgedecktes Bauernhaus mit blutroten Ziegeln im dunkelgrünfarbenen Fachwerk. Und dann, gegen Abend, steht er schon oben auf dem Hügelrücken und erlebt hingerissen ein Wunder, — das Schicksalswunder seines Lebens: Wie wenn von Gigantenhand die Welt in Brand gesteckt wäre, so breitet sich von Osten nach Westen über die riesige Himmelskuppe ein goldschimmerndes, glührotes Flammen und Lohen, das sich in den vielen schmalen Wasserläufen in der unendlichen grünen Ebene flackernd widerspiegelt. Ueber der ersten Wolkenschicht eine zweite, rosenfarbig mit blauen Schattengründen. Und über der zweiten ganz hoch oben im opalisierenden Äther eine dritte von schneelig-silbrig schimmernden Schäfchenwolken, die wie Perlenketten aufgereiht über das ganze Himmelsrund verstreut sind. Darunter das Land, das braune Moor von einer unbeschreiblich satten Tiefe der Farbe. Rostrotstämmige alte Föhrenriesen und Baumgruppen nah und fern, hinter denen sich die Höfe verstecken; blauer Rauch der Herdfeuer ringelt sich dünn in die farbenüberfüllten Lüfte empor, allerlei Vogelgetier flattert ab und zu, segelt über den im Abenddunst versinkenden Weiten.

Es ist der junge Mackensen, der dieses Himmelswunder erlebte, als ihn sein Schicksal nach hier verschlug, um in dem Dorf am Fuße des Hügel, in Worpßwede seine ersten Akademiefreien zu verleben. Anderntags schreibt er an seine Mutter: „Hier male ich mein erstes Bild!“ Und als er im Herbst wieder fort muß, da weiß er, daß er dieses Land nicht vergessen kann, und daß er wiederkommen muß, immer wieder kommen muß und wird. — Und er kommt wieder im andern, im dritten und vierten Jahr. Und in jedem Jahr wächst in ihm der Zwang, diesem sichtbaren Wunder der Natur, das er in Worpßwede erlebt, Verfünder zu sein, und daß er Menschen finden muß, gleich ihm der Kunst dienende Freunde, die mit ihm ziehen und die Farbenwunder des nordischen Moor-Märchenlandes sehen, erleben und in ihren Werken verewigen wollen.

Im Jahre 1889 schließen sich ihm zwei Kameraden an, Otto Modersohn und Hans am

Ende. Sie leben und arbeiten in Begeisterung miteinander einen Sommer lang; und als dann der Herbst da ist, und der Wind zupft schon die Blätter von den Birken, daß sie wie tausend goldene Vögel dahinflattern, da stehen die drei jungen Menschen abchiedsschweren Herzens auf einer der schmalen Holzbrücken über den dunklen Schiffgräben, und sie sehen einander an und wissen auf einmal, daß sie nicht wieder zurück können in die Stadt und auf die Akademie. Da bleiben sie auch den langen, dunklen, einsamen Winter über im Moor, bleiben das nächste und das übernächste Jahr, und so reihen sich die Jahre schnellaneinander, bis dann, 1895, von München her die Kunde von einigen jungen Malern und von einer durch sie neu entdeckten deutschen Landschaft die Kunstwelt aufhorchen macht: das waren Fritz Mackensen und seine Freunde, denen sich später noch Overbeck und Vogeler zugesellten. —

Ehrungen, wie sie in solcher Fülle sonst selten einem deutschen Künstler zuteil wurden, häuften sich von jener Zeit an auf dem Manne, der heute in männlicher Frische und mit ungebrochenem Temperament die Schwelle des Greisenalters überschreitet. Aber über all diesen äußeren Anerkennungen mußte er dann doch erleben, wie

der Reihe derer, die viel von ihren Kräften im Kampfe mit den Verfechtern der Internationalität der Kunst verbrauchen mußten.

Endlich, nach langjährigem Dienst als Leiter der Weimarer Kunsthochschule, der durch die Teilnahme am Kriege unterbrochen wurde, kehrte er wieder nach Worpßwede zurück, von wo seine Entwicklung ihren Ausgang genommen hatte, und wo sein Wesen doch immer wurzelte. Aber die gute alte Stille und auch die alten Freunde waren nicht mehr da. Wie ringsum im ganzen Lande, so herrschte auch hier unter dem jungen Nachwuchs Verwirrung über die Ziele und Aufgaben der deutschen Kunst. Konjunkturritter tauchten auf, stifteten Unheil und verschwanden, und die einzelnen Echten kämpften jeder für sich einen bitter schweren Kampf, um den Sinn ihrer Aufgabe und die Bedeutung ihres Verhaftetseins an das Land, das den Namen Worpßwede trägt, neu zu erkennen.

Auch Fritz Mackensen stand in diesen Jahren einsam und kämpfte seinen Kampf für sich allein. Nicht um eine neue künstlerische Erleuchtung, denn die war ihm einmal und für immer gültig an jenem Tage geworden, als er vor Jahrzehnten auf dem Rücken des Weyerberges stand und die Offenbarung des Worpßweder Licht- und

Himmelswunders erlebte. Nein, an nichts anderes dachte er als daran wie er sein Erlebnis der Worpßweder Landschaft und sein davon untrennbares Begreifen vom ewigen Mühen der deutschen Kunst und Künstlerschaft wieder in den Jüngeren erwecken konnte. Es ist wie ein Symbol für sein schicksalhaftes Verbundensein an diese Aufgabe und zugleich eine Bestätigung seiner noch ungebrochenen Kraft, daß am Beginn seines achten Lebensjahres zwei Ereignisse stehen die für sein Schaffen und für seine Arbeit an Worpßwede einen neuen Anfang bedeuten: In seiner Werkstatt steht vollendet ein großes Bildwerk das in einer neuen Art monumentaler Gestaltung der Idee des nationalsozialistischen deutschen Arbeitssdienstes und des neuen deutschen Kunstvollens überhaupt erstmalig einen künstlerisch gereiften und in weiteren Werken hoffentlich immer stärker sich entfaltenden Ausdruck gibt. — Und gleichzeitig steht sich der Siebzigerjährige, von uneingeschränktem Vertrauen dazu berufen, von neuem an die Spitze des künstlerischen Worpßwede gestellt, um ihm noch einmal wie vor fünfzig Jahren den Weg zur Erfüllung seiner besonderen Aufgabe innerhalb der deutschen Kunst zu weisen.

Möge es ihm, dem Ältesten und dem seinem Temperament nach doch fast noch Jünglichsten dieses Künstlerkreises, beschieden sein, noch über lange Jahre das ihm von seinem Schicksal zugebachte doppelte Werk zu tun und sich in ihm zum Segen der deutschen Kunst zu vollenden!



(Photo: Saebens-Worpßwede.) Professor Dr. h. c. Fritz Mackensen, Worpßwede.

sein und seiner Freunde Wille und Werk von einem fremden Kunstgebiet überschattet wurde, der immer mehr die Herrschaft über die deutsche Malerei gewann. Auch wurde es unter denen, die als Museumsleiter und als Kritiker das deutsche Kunstschaffen zu betreuen hatten, immer mißliebiger, wenn anstatt von „Impressionismus“ und „Expressionismus“ von deutscher Kunstweise und ihrer ewigen Schönheit und Notwendigkeit gesprochen wurde; und nunmehr stand Fritz Mackensen über Jahre und Jahrzehnte in

Ostfriesen-Zeitschrift

Jahrbuch der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden. 24. Band. Mit 6 Abbildungen. Emden 1936. 138. Seiten. Kommissionsverlag von Gerhard Stalling, Oldenburg.

Nach mehrjähriger Pause übergibt die Gesellschaft der Öffentlichkeit wieder ein wertvolles und gediegenes Jahrbuch. Die seit über 100 Jahren geleistete Arbeit soll nun mit neuer Initiative fortgesetzt werden und die Jahrbücher werden wieder in regelmäßiger Folge erscheinen. Der Inhalt dieses Bandes gibt Zeugnis davon, daß man bemüht ist, die alten Bestrebungen im Geiste der

heutigen Volkstumspflege fortzuführen. Geschichte, Volkstum, Sprache und Heimatkunst werden in gleicher Weise berücksichtigt. Nach einem allgemeinen Aufsatz von Professor Dr. Conrad Borchling aus Hamburg: „Die Friesen und der deutsche Reichsgedanke“ folgen eine ganze Reihe von Beiträgen über ostfriesische Geschichte und Kunst. So zeigt der 26. Band dieser wertvollen Zeitschrift der heimischen Bevölkerung, in welch hohem Maße die Gesellschaft für das kulturelle Leben in diesem Lebensraum — und darüber hinaus — mit wissenschaftlichem Ernste arbeitet. Auch die am Schluß gebotenen Buchbesprechungen sind ein treffender Beweis dafür, daß die neue Lebenskraft der Ge-

sellschaft Anregungen ausgestreut hat und daß auf dem Felde des friesischen Schrifttums neue Saat zu neuer Ernte reift. Wir empfehlen die Lektüre dieses Jahrbuches auf das Beste und — wenn der Geldbeutel keinen Widerspruch erhebt — allen Ostfriesen den Beitritt zur Gesellschaft selbst.

J. J. C.

Professor J. B. Riemann zum 85. Geburtstag. Der Friesenländische Heimatforscher hat nicht nur viel Material über die Stadt Feber gesammelt, sondern durch die Herausgabe von Büchern, Broschüren und Zeitschriften ein Menschenalter hierdurch im Dienste der Heimatarbeit gestanden. — c.

Sievern — Charleston

Der Lebensweg eines Niedersachsen im Auslande. — Von Hermann Schriever, Dorum

Das sind zwei Welten: Sievern, das schöne Geesdors unweit der altfriesischen Pipinsburg, dessen behäbige Bauernhäuser über die grüne Weite der Wurster Marsch bis an die dunkle Deichlinie schauen, und Charleston, die nordamerikanische Hafenstadt, 1200 Kilometer südlich von New York, von der wir fast nicht mehr kennen als den nach ihr benannten Niggettanz. Wahrhaftig zwei weltenferne Begriffe! Hinter ihrer Verknüpfung verbirgt sich die fast völlig vergessene, 100 Jahre alte Geschichte von einem niedersächsischen Jungen, der von Sievern auswanderte, um jenseits des großen Teiches in der Neuen Welt als Führer des Deutschtums in Friedenszeiten und als General im Kriege sein buntes und großes Schicksal zu erfüllen. Und dieses in Vergessenheit geratene auslandsdeutsche Geschick mag zugleich ein typisches Beispiel dafür sein, wie Niedersachsen's Söhne, losgelöst von dem Kernvolk des Mutterlandes, draußen in weiter Welt ihre volksdeutsche Aufgabe zielbewußt und kämpferisch anpackten und ihrem völkischen Erbe gemäß lösten. Und wenn die nachstehende nüchterne Chronik, die auf Grund von Familienaufzeichnungen und mündlicher Ueberlieferung der Verwandtschaft hüben und drüben geschrieben wurde, hier und da abenteuerlich wirkt, so ist zu berücksichtigen, daß ihr Schauplatz — Amerika ist.

Unser Held heißt

Johann Andreas Wagener.

Seine Wiege stand in einem Hause inmitten des Dorfes Sievern, in dem damals (wie heute noch) Gastwirtschaft und Kleinhandlung, verbunden mit etwas Landwirtschaft, betrieben wurde. Hier wurde am 23. Juli 1816 Johann Andreas Wagener als zweiter Sohn geboren. Der ältere Bruder, Hante, sollte einmal das elterliche Gewerbe übernehmen. Er liegt auf dem Friedhof in Deistedt begraben. In der einsackigen Dorfschule zeigten die Söhne des Kaufmanns — auch ein dritter, Friedrich Wilhelm — vorzügliche Begabung. In den Jahrzehnten nach den Freiheitskriegen setzte eine verstärkte Auswanderungswelle nach USA ein, besonders auch im Unterwesergebiet. Es war nichts Ungewöhnliches, daß die Jungen kurz nach ihrer Konfirmation die Heimat verließen. So finden wir den 15-jährigen Johann Andreas nach der Ueberfahrt mit einem Segelschiff in einem New Yorker Handelsbureau als Lehrling. Bereits zwei Jahre später, 1833, fährt er nach Charleston im Staate Süd-Carolina. Der hoch aufgeschossene Siebzehnjährige wird Buchhalter. In und außer Dienst hält er die klugen, blauen Augen offen und studiert die wirtschaftlichen Verhältnisse dieser vom amerikanischen Tempo noch nicht sehr entfernten Stadt. Die aufwärtsstrebende Hafenstadt beherbergt 1200 Landsleute aus allen deutschen Stämmen. Sie könnten, so stellt der Junge aus Sievern fest, trotz ihrer geringen Zahl einen nicht zu übersehenden Faktor im Leben der Stadt und des Staates bilden, wenn ihnen nicht die Führung mangelte. Da gibt das Schicksal dem von Haus aus unbemittelten, aber sparsamen Jungen eine Chance: er macht einen erfolgreichen Versuch in der damals üppig blühenden Bodenpekulation, und mit einem Schlage vervielfachen sich seine mühsam zusammengebrachten Dollar. Und von nun an rührt sich das kaufmännische Erbe der Väter in seinem Blut. Er betätigt sich als Gütermakler, er erhält die amtlichen Notariatsbefugnisse verliehen, er besorgt mit deutscher Zuverlässigkeit alle möglichen und unmöglichen Agentengeschäfte für seine Landsleute, bei wachsendem Vertrauen auch für die übrigen Bewohner und bleibt daneben Gütermakler. Er vertreibt auch Zeitungen; zwar verachtet er den sensationell aufgebauchten dürftigen Inhalt der englisch geschriebenen Skandalblätter, aber er liest sie doch, um alle Vorfälle in der Deffentlichkeit zu beobachten. Als 1838 eine furchtbare Feuersbrunst den völligen Mangel an organisiertem Feuerchutz aufzeigt, gründet der Zweiundzwanzigjährige eine deutsche Wehr und bleibt dieser gemeinnützigen „Kompagnie“ trotz steigender Inanspruchnahme 12 Jahre treu. Gemeinsam mit anderen Deutschen gründet er eine Feuerversicherungs-gesellschaft. Auch der deutsche Schützenverein ist sein Werk. In diesen Jahren schließt er mit einem Nachbarkinde aus Sievern, das ebenfalls nach Carolina ausgewanderte, die Ehe. Sie schenkte ihm neun Kinder, die, wie man uns in Sievern versichert, ausnahmslos tüchtige und angesehene Menschen wurden.

Auch sein Bruder Friedrich Wilhelm, der dritte in der Knabenreihe, folgte ihm nach Süd-Carolina. Letzterer war ihm an wirtschaftlichen Erfolgen sehr überlegen. Aus ihm wurde ein Großkaufmann echt amerikanischen Formats. Als um die Jahrhundertwende der spätere Gemeindevorsteher

von Sievern anlässlich seines Aufenthalts in USA einen Abtrecher nach Charleston machte, konnte der damals achtzigjährige Friedrich Wilhelm ihn mit berechtigtem Stolz durch das gewaltige eigene Lebenswerk führen.

Im Dienst des deutschen Volkstums.

Johann Andreas setzt seine gemeinnützige Tätigkeit unter den Deutschen Charllestons fort und erfährt, was Pönd von den Deutsch-Amerikanern sagte: „Sie wurden sehr gute Bürger Amerikas.“



(Photo: Archivbild.)

Geburtsort des Generals Wagener.

aber ihr volksdeutsches Empfinden blieb bei ihnen wach. Wenn auch die Gefahr, in das Amerikanertum eingeschmolzen zu werden, damals noch nicht so bedrohlich war wie später, Wagener erkennt trotzdem sehr früh die Notwendigkeit der Stärkung von Sprache und Kultur beim deutschen Element. Er gründet selbst eine deutsche Zeitung, der er den bezeichnenden Titel „Der Teutone“ gibt, sagt selbst seine Meinung in seinem Blatt schlicht und gerade, sachlich und deutsch, und gern wird das Blättchen von den deutschen Arbeitern gekauft. Die landsmännliche Jugend sammelt er in einem Turnverein ein. Seiner Beobachtung entgeht auch nicht die Bedeutung der Kirche als völkisches Bindemittel. Entschlossen schreitet er zur Gründung einer deutsch-evangelischen Gemeinde und bestiegt, als es an einem Geistlichen fehlt, selbst die Kanzel — in Amerika nicht gerade etwas Ungewöhnliches.

Deutsche Siedlungen.

Nach den Wirren von 1848 vervielfältigt sich die Zahl der Deutschen Auswanderer. Auch das Deutschtum in Süd-Carolina wächst.

Johann Andreas Wagener hat den Kopf voller Pläne. Sollen diese deutschen Bauernjungen ohne Ahr und Balm sein und völlig entwurzeln? Liegen nicht landeinwärts weite, fruchtbare Flächen zum Besiedeln bereit? Sind nicht die Neger draußen aus der Hermitage, dem Hütendorf der Schwarzen, in den Baumwollplantagen denkbar billige Arbeiter? Manja zahlt ihnen nur das Notwendigste zum Sattessen. Dort, wo der Boden zum Mittelgebirge ansteigt, kennt man nicht das tödliche Fieber der Küste. Der unternehmungslustige J. A. Wagener ruft mit 60 begüterten Deutschen eine Siedlungsgesellschaft ins Leben, und gestützt auf diese erwirbt er 60 000 Acker, den Acker zu 1 1/2 Dollar. Sein Lieblingsplan geht in Erfüllung: eine rein deutsche, geschlossene, große, planmäßige Siedlung — „Walhalla“, nennt er sie — entsteht in wenigen Jahren. Sie wurde zu einem der wichtigsten Stapel- und Umschlagplätze im Innern von Carolina und blieb es bis heute. Wie auch alle übrigen Gründungen Wageners noch heute Bestand haben und dadurch Zeugnis ablegen von dem nüchternen, realen Sinn ihres Urhebers. Walhalla sollte dem Alternden der liebste Aufenthalt werden. Er sah's mit den Augen der Heimat. Der bereits erwähnte Bruder Friedrich Wilhelm, der wirtschaftlich weit erfolgreicher war, begründete gleichfalls eine Siedlung, der er den Namen seines Geburtsortes, „Sievern“, gab.

Wie alle Deutschen in Nordamerika blieb auch Johann Andreas Wagener vor dem letzten Schritt stehen; nach der vereinsmäßigen und kulturellen Organisation machte man Halt vor der Einflußnahme auf die politischen Geschicke. Trotzdem sollte der Name Johann Andreas Wagener's bald in die politische Deffentlichkeit gezogen werden, als um 1860 Kriegswolken den ewig blauen Himmel von Süd-Carolina verdunkelten. Damit begann für ihn, den anerkannten Führer des Deutschtums, der Kampf um Sein und Nichtsein. Jahre des höchsten und letzten Einsatzes seiner Persönlichkeit wurden zur Reifeprüfung dieses großen auslandsdeutschen Landsmannes.

J. A. Wagener als General im Kriege.

Die Staaten Nordamerikas stehen vor der Lösung ihres schwersten innenpolitischen Problems. Eine gute Regie hat es später verstanden, der Welt weiß-zu-machen, es habe sich im Sezessionskriege (von 1861—1865) in erster Linie um die moralische Berechtigung der Sklaverei gehandelt. Bis an die Mitte des vorigen Jahrhunderts galt die Sklaverei als ein völlig zu Recht bestehender Zustand. Der erbitterte Bruderkampf war, um mit Konrad Haebler in seiner „Geschichte Amerikas“ zu sprechen, „vielmehr ein Kampf um rein wirtschaftliche Interessen, der sich nur nach und nach dahin zuspitzte, daß die Erhaltung der Sklaverei ebenso die unbedingte Forderung des Südens, wie die Durchbrechung der Vormacht der sklavenshaltenden Südstaaten die Lebensfrage für die gedeihliche Fortentwicklung des Nordens wurde.“ Wagener sieht seine ganze Lebensarbeit in der Wurzel bedroht und tritt entschlossen auf die Seite der Föderalisten. Was kümmert's ihn, daß das deutsche Element, auch in den Südstaaten, auf Seiten der Union kämpft! Vor der amerikanischen Geschichte setzte sich Wagener freilich mit seinem Eintreten für die Sezession aufs falsche Pferd. Daran erklärt es sich, daß Wagener's Verdienste drüben wie hüben völlig in Vergessenheit geraten konnten. Ganz sind die Motive seines Eintretens für die Konföderierten bis heute noch nicht geklärt. Man muß bedenken, daß Süd-Carolina mit seinen Häfen als der Schlüssel der Südstaaten galt. Daß Deutschtum in Charleston wohnte so recht inmitten einer Bevölkerung, die mit Leidenschaft und Fanatismus um die Vorrechte der weißen Rasse gegenüber der liberalistischen Gleichsetzung mit den Farbigen kämpfte. Die Pflanzer der Südstaaten standen vor der Alternative: Sklaverei oder wirtschaftlicher Bankrott. Wagener war ohne Zweifel ein weitblickender Mann, aber die Rassengefahr, die hinter dem klangvollen Dogma der Freiheit und Gleichheit lauerte, vermochte auch er damals in ihrer vollen Größe noch nicht zu erkennen. Aber eins hat unser Landsmann gründlich durchschaut: Das heuchlerische Pharisäertum der händlerischen Nordstaaten, die mit scheinheiliger Miene die Sklaverei in den Pflanzersstaaten verdammt, aber gleichzeitig den schmutzigen Gewinn aus dem Handel mit den Negerklaven, den der Norden allein beherrschte, habgierig in ihre Taschen gleiten ließen. Mit historischer Boshaftigkeit zeigt noch heute der Süden dem aus dem Norden nach Florida Reisenden „ihren“ einstigen Sklavenmarkt.

Im Folgenden soll der Anteil Johann Andreas Wagener's an dem Sezessionskrieg geschildert werden. Unser Gewährsmann aus Sievern sah bei seinem Besuch in Charleston in der Bibliothek der Army-hall den berühmten „Kriegsaufzug an die Bevölkerung“. Darin fordert Joh. Andr. Wagener mit glühenden Worten den Einsatz aller Bewohner für die bedrohte Existenz des Staates. Die steile, feste Handschrift, so wird versichert, verrate den entschlossenen, tatkräftigen Mann. Auch auf Wagener's Bild lasse das kluge, energische Schmalgesicht mit dem vollen Haupthaar über der hohen Stirn und dem wallenden Bart unter dem feiten Mund auf einen echt niedersächsischen Mann schließen. Bereits in den fünfziger Jahren hatte sich Wagener an der Begründung und Schulung deutscher Kompagnien von Freiwilligen beteiligt. Er war im 1. Milizregiment von Süd-Carolina, zu dem diese Truppendeile zählten, zum Major aufgestiegen; bei Kriegsausbruch beförderte ihn der Gouverneur Pickens zum Oberst und Regimentsführer des ersten Artillerieregiments von Süd-Carolina. Als solcher war er an der Beschickung und Einnahme der schwach besetzten Inselsforts Sumter beteiligt. Schwer und ernst wird seine Aufgabe aber erst im Herbst 1861 mit der Abwehr des Angriffes der starken Bundesflotte auf die Häfen der Südstaaten.

Der Gegner griff am 7. November das Fort

Walter auf Hilton Head an, das den Eingang zu dem bedeutenden Hafen Port Royal schützte. Der Verteidiger war unser inzwischen zum General beförderte J. A. Wagener, dem 200 Artilleristen seines Regiments, größtenteils deutsche Landsleute, und 2000 Infanteristen zur Verfügung standen. Die Bundesflotte zählte auf 19 Kriegsschiffe, 400 Geschütze, darunter war die Dampffregatte „Wabash“ mit 40 Geschützen. Zum Landen standen 15 000 Mann bereit. Bei solcher Uebermacht mußte das schwach gebaute Fort trotz tapferer Verteidigung in wenigen Stunden völlig zugelegt werden. Aber der amtliche Bericht des Bundesgenerals spricht mit Hochachtung von „dem unbezungenen Mut der „Rebellion“, die nur noch mit zwei Kanonen antworteten.“ Stolz waren sie, diese „Besiegten“, die der Uebermacht weichen mußten, bei der Räumung, die in vollster Ordnung, alle Verwundeten bergend, erfolgte. Seit dieser Verteidigung zählt Wagener neben Joseph Johnston und Robert E. Lee zu den meistgefeierten Generalen des Südens. Die gesehene Versammlung von Süd-Carolina beschließt eine Dankadresse an ihn. Die deutschen Landsleute haben einen Helden!

Er wird zum Stadtkommandanten von Charleston und zum Führer einer Brigade ernannt und — kommt aus der Sorge nicht heraus. Vor dem Hafeneingang Charlestons liegen die lange, schmale Morris-Insel und daneben die Folly-Insel. Sie bedürfen dringend einer Befestigung, soll Charleston vor den Angriffen der Unionsflotte geschützt werden. Auf der nördlichen Spitze von Morris-Insel erbaut der General 1862 ein Fort, das ihm zu Ehren „Fort Wagener“ benannt wird. Wieder liegen im Juni 1863 Deutsche in den Bastionen, stehen Deutsche an den Geschützen, als die Bundesarmee mit den schwersten Geschützen die Belagerung beginnt. Eine Woche dauert das höllische Bombardement; aber das „Fort Wagener“ hält unter seinem Kommandanten, dessen Namen es trägt, trugig stand. Diese Tage kosten auf beiden Seiten verflucht viel Blut: 1500 liegen tot vor den Wallgräben. Er ist

im November ergibt sich die heldenmütige Besatzung nach halbjähriger ununterbrochener Beschießung.

Nach dem Kampfe.

Für die Südstaaten und den General Wagener bricht die Katastrophe herein. Nach der Ueberlieferung geriet er in Gefangenschaft. Ueber Wageners Schicksal in der nächsten Zeit bis zum Kriegsende schwebt Dunkel, weil es an Aufzeichnungen völlig fehlt. Bekannt ist, daß seine Familie im Gefolge der Ereignisse in schwerer wirtschaftlicher Not absank — so schlimm, daß selbst die Hausfrau den Lebensunterhalt der Familie als Lohnwäscherin verdienen mußte. Psychologisch auffallend ist die Tatsache, daß der General Wagener schon bald und — fast scheint es — mühelos den Weg zu den Siegern fand. War die nackte Not der Seinen für ihn das treibende Motiv, der siegreichen Union die Hand zu reichen? Oder hat ein sehr geschickter Laffoverfer, frei nach Carl May, den tapferen Buffalo Bill, endgültig für die Union eingetauscht? Jedenfalls ist dies politisch gelungen; der General hat öffentlich erklärt, sein Kampf sei ein schwerer Fehler gewesen. Es ist ferner beglaubigt, daß die Bundesregierung den General nach seiner Auslösung in seinem Kommando als Brigadegeneral der Miliz beließ. Hier harren noch manche Fragen der Lösung. Für den zurzeit als Professor an der Universität von Süd-Carolina wirkenden leiblichen Enkel des Generals wäre es eine dankbare Aufgabe, in diese Problematik Klarheit zu bringen. Die Bundesregierung hat gewiß nicht aus bloßer Verechnung Wagener in seinem Amt befristet, sondern weil sie das fernige Niedersachsenholz, aus dem er geschnitten war, zu schätzen wußte.

Wagener wird Bürgermeister.

Joh. Andr. Wagener konnte sich nun wieder seinen bürgerlichen Aufgaben zuwenden, denn auch hier fand er nur einen Trümmerhaufen. Sein persönlicher Einfluß — zu nennenswertem Vermögen hat er es nicht wieder gebracht — war in der Stadt Charleston auch nach dem Kriege so groß, daß die unabhängige Bürgerpartei ihn 1871

mit großer Mehrheit zum Major (Bürgermeister) wählte. Nach zweijähriger Amtsführung wurde „der General“ wiedergewählt; aber durch die tollsten Machenschaften wurde das Wahlergebnis gefälscht. Wagener hat unter diesen ihn verletzenden Vorgängen schwer gelitten. Er zog sich mehr und mehr in den Frieden seines geliebten „Walhalla“ zurück. Mit gingen seine Gedanken juchend übers Meer in der Richtung nach dem Vaterlande, und erträumten auf dem sanften Hügel, abhang die schöne Heimat der Kindheit, Siebern mit der ragenden Mühle und dem Wiesengrunde an der Wipinsburg. Und alte soldatische Begeisterung und neue Hoffnung flammten in dem würdigen Helden auf, wenn in seine stille Klause Nachrichten drangen, wie die Jungen aus Siebern bei Langensalza und Sedan siegten. Als der General, kaum sechzig Jahre alt, die Augen zum ewigen Schlaf schloß, war ganz Carolina sich der Schwere des Verlustes bewußt. Alle Zeitungen erschienen mit Trauerrand und würdigten die Verdienste des deutschen Helden.

Deutscher Wanderer, du kommst schwerlich einmal nach dem fernen Walhalla in Carolina. Sollte es doch einmal sein, so verhalte auf dem Friedhof deinen Schritt bei einem einfachen Grabstein. Der darunter schläft, wählte sich diese Grabchrift:

„Er war ein echter Deutscher
Und liebte seine Landsleute.“

Es ist zugleich der Schlüssel zu Wageners Leben. Vorstehende Erinnerung will ein Stückchen Material zu einer historischen Stammeskunde sein. Von niedersächsischer Art finden wir eine Fülle von Spuren in aller Welt — oft dort, wo sie feiner vermutet.

Weil die Quellen völkischer Kraft zeiten- und grenzenlos sind, greift unsere Stammeskunde über historische Mauern und politische Gattensäume hinweg. Bewußt freilich erst nach der großen deutschen Gefinnungswende, die uns lehrte, daß deutsche Kultur und insbesondere auch niedersächsische Wesensart ihre ureigene Wurzel haben. So will auch das Lebensbild unseres Landmannes Johann Andreas Wageners gesehen sein.

Lebendige Heimatarbeit

Mitteilungen und Hinweise aus dem Arbeitsgebiet und seiner Umgebung

Vorgeschichtliche Funde in Wulsdorf

Im Januar 1936 fand der Untersefunder Willy Meyer bei den Ausschachtungen zur sog. Seefahrersiedlung am Wulsdorfer Kleinbahnhof ein vortrefflich gearbeitetes und erhaltenes Feuersteinbeil der früheren Jungsteinzeit, also dünn-nadig, sorgfältig geglättet, an der Schneide geradezu geschliffen. Die Oberseite ist stärker gewölbt als die Unterseite. Beim Schäften der Waffe ist dem urzeitlichen Besitzer der Naden noch nicht schmal genug gewesen; durch einen geschickt angebrachten Abpliß hat er ihm eine Form gegeben, die das Beil leichter in das gespaltene Schaftholz hineingleiten ließ. Das Beil ist etwa im 4. Jahrtausend vor Christus entstanden. — Beim sofortigen wiederholten Absuchen der Fundstätte, also der in die Wulsdorfer Flußmarsch vorspringenden, von Schiffdorf herstreichenden Seefzunge, konnte dann noch mindestens ein weiterer Fund gemacht werden, der — unscheinbar aber mit deutlichen Abschlagen — sicher einer weit früheren Kultur angehört. Das Stück hat Museumsleiter Hans Müller-Brauel vorgelegen, der zuerst Reste dieser Zeit für das westfälische Tiefland festgestellt, im Väterfunde-Museum in Bremen in großer Zahl gesammelt und vor der Fülle dieser Beweisstücke die Zustimmung der führenden deutschen Vorgeschichtler erreicht hat. Er bezeichnet es als eine „Spitze“, Mousterien mit Acheuléen-Einschlag, nordwestdeutsches Altpaläolithikum, neanderthaloider Kultur, d. h. es gehört einer Zeit an, in der der Urmench zuerst sein Werkzeug roh zu gestalten anging. Das war aber noch vor der letzten Eiszeit; durch sie mögen die Stücke verlagert worden sein. Da beide Stücke auf ausgeworfener Erde gefunden sind und die Baugruben schon ausgemauert waren, hat sich leider nicht mit Sicherheit feststellen lassen, in welcher Tiefe sie gelegen haben. Ungefähr gleichzeitig mit unseren Funden hat Hans Müller-Brauel in den „Bremer Nachrichten“ vom 22. Januar 1936 über den letzten (altsteinzeitlichen) gleichartige Funde gehandelt: „Urzeitliche Steingerätefunde im Weserfließ. Die ersten Funde auf bremsigem Boden“, und dabei in seiner bekannten sorgfältigen und

genauen Art solche Stücke abgezeichnet. Dort mag der Liebhaber Näheres nachlesen. Dem Seefahrer aber, der auf den Wulsdorfer Feldern auf Neuland zu siedeln glaubte, mag es ein eigenartiger Gedanke sein, daß er sein Haus errichtet auf einem Gelände, wo vor fast undorstellbaren Zeiträumen — mit großer Wahrscheinlichkeit — schon Menschen gehaust haben. Bei solchen Zeitspannen läßt sich das nicht auf Jahre festlegen, selbst Jahrtausende spielen da keine Rolle; man setzt die letzte Zwischenzeit, der die „Spitze“ entstammt, um 100 000 bis 70 000 vor Christi Geburt an. — Schr.

Urnenfund in Wehdel

Bei einer vor einiger Zeit planmäßig durchgeführten Grabung an dem Wege nach dem Silbersee bei Wehdel wurden durch den stellvertretenden Leiter des Morgensternmuseums, Dr. Bohls, 18 Urnen aus der jüngeren Steinzeit geborgen. Bereits im Jahre 1898 fand Dr. Bohls an dieser Stelle — und zwar links des Weges — eine Urne und eine Bronzepinzette, deren Bruchstellen in der Rundung mit Eisen gelötet waren. Dieses eigenartige Fundstück befindet sich im Morgensternmuseum. Die jetzt ausgegrabenen Urnen saßen etwa 70 Zentimeter tief in der Erde und waren von Steinpackungen umgeben. Unter ihnen befand sich eine Deckelurne mit einem Durchmesser von 45 Zentimeter. Die Grabung wurde auf dem Grundstück des Bauern Heinrich Stocks in Wehdel durchgeführt. Ihm gebührt besonderer Dank, weil er sofort nach Auffindung der Urnen Meldung an das Morgensternmuseum machte und sich auch sonst in vorbildlicher Weise um die Bergung und Einbringung des Fundes bemühte. — c.

15 Jahre „Osnabrücker Ring“ (21. 3. 1921 bis 21. 3. 1936). Jan Heinichen, Albert Hillmann und Hermann Düken waren die ersten Anreger und seine Wegbereiter. Zuerst waren es nur 60 Mann, die sich zusammenfanden und bereits nach dreijähriger Arbeit waren es 2800. Man teilte das ganze Arbeitsfeld in folgende Gruppen: Heimatische Abteilung, Vortragsabteilung, Spielabteilung, Tanzabteilung und Lautenabteilung. Sein Leitpruch war? „För nedder-

dütsch Art und plattdütsch Wort“. Die Spielabteilung ist später zu der heute am Landestheater bestehenden „Niederdeutschen Bühne“ umgebildet worden. — c.

Das Bremische Amt Naturschutzbehörde. Auf Grund des Reichsnaturschutzgesetzes vom 26. Juni 1935 ist beim Bremischen Amt als der für Bremerhaven zuständigen Naturschutzbehörde eine Naturschutzstelle errichtet worden. Das Amt bittet um Unterstützung in seiner Tätigkeit und heißt jede Anregung auf diesem Gebiet gern willkommen. — c.

Das Entwässerungswerk in Bederteja vorläufig gescheitert. Das vorliegende Projekt erforderte einen Kostenaufwand von 2 619 000 Mark und nach Ansicht der Bearbeiter des Planes jährlich eine Zinslast von 36 000 Mark. Die Betriebskosten sind auf 37 000 Mark und die Unterhaltungskosten auf 28 600 Mark errechnet, jedoch auf 6000—8000 Hektar jährlich ein Betrag von 102 000 Mark entfiel. Das sind für den Hektar 13,47 Mk. Da jedoch nach Ansicht der Besitzer von mehr als 5—6 Mark pro Hektar die wirtschaftliche Nutzung übersteigen würde, so wurde der Plan einer Bezeichnung des Sees vorläufig zurückgestellt. — c.

Eva Königs 200jähriger Geburtstag. In der ganzen deutschen Presse wurde ausführlich des Geburtstages von Eva König gedacht. Wir verweisen bei dieser Gelegenheit darauf, daß die Trauung von Lessing und Eva König im Hause der Familie Schubach in Jork im Alten Lande stattfand und zwar am 8. Oktober 1776. Die Eintragung in das Jorker Kirchenbuch lautet: „1776. 8. Oktober. Herr Gotthold Ephraim Lessing, Herzogl. Braunsch.-Lüneb. Hof-Rath und Bibliothecarius zu Wolfenbüttel und Frau Eva Catharina Koenig geborene von Hahn aus der Pfalz, weil. Herrn Engelbrecht Koenig Kaufmanns in Hamburg nachgel. Wittwe. Diese sind mit Genehmigung des zeitigen Pastoris von dem Herrn Pastor Wehber in dem in der hiesigen Bürgererschaft belegenden und einem Hamburgischen Kaufmann Namens Johann Schubach zuständigen Hause copuliert.“ Ein Brief Eva Königs aus Jork ist von J. J. Cordes im Februarheft 1928 der „Mitteilungen der Männer vom Morgenstern“ veröffentlicht worden. — c.